

Erscheinung
mit Ausnahme des
Sonntags täglich.
Kostet für das halbe Jahr
5 fl., das Vierteljahr 2 fl.
50 kr., ein Monat 85 kr.
Mit Zulassung in's
Haus 1 fl.
Mit
Postverfendung:
Im Inland:
halbjährig 7 fl. viertel-
jährig 3 fl. 50 kr. 3. W.
Im Ausland:
vierteljährig 4 fl. 50 kr.
Redakteur und Eigen-
thümer
Th. Steinhausen.

Germanstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Inserate
aller Art werden in der
Steinhausen'schen Buch-
druckerei angenommen; für
Post bevorzugen dieselben Leop.
Lang, Intern. Annoncen-
Expedition, Dorotheengasse
9; für Wien die Annon-
cenbureau: A. Oppelik,
Wollzeile 22, Haasenstein
& Vogler, Neuer Markt 11,
Rudolf Mosse, Seiler-
hütte 2; fürs Ausland:
Haasenstein & Vogler in
Berlin, Hamburg, Frank-
furt a. M., Soleluna Paris.
Das einmalige Einlegen einer
einseitigen Wertheilung
kostet 7 kr., das 2. Mal 6 kr.,
das 3. Mal 5 kr., 5. W. erd-
lich 20 Centesime 30 kr.

Billig-Abonnements-Bureau: In Media bei Job. Gedrich Erben; in Schäßburg bei C. J. Haberlang's Buchhandlung (C. F. Eder); in Szeg-Regen bei Herrn J. G. Kinn, Kaufmann; in Broos bei Herrn J. F. Leonhard, Kaufmann; in Mählbach bei Herrn J. Leonhard, Kaufmann; in Maros-Vasarhely bei Herrn J. Wittich's Buchhandlung; in Klausenburg bei Herrn A. Stein, Buchhändler; in Sibitz bei Herrn C. Schell, Lehrer; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Feldner, Buchhändler; wofür die Abonnements-Beträge franco erbeten werden.

Nr. 29. Germanstadt, Freitag am 2. Februar 1872.

Telegramm
des
„Germanstädter Zeitung v. m. d. Siebenbürger Boten.“
Pest, 1. Februar. Das Amtsblatt enthält die aller-
höchste Ernennung des Titularbischofs, Michael Horvath, zum
Präsidenten des Landes-Unterrichtsrathes.

Politische Uebersicht.
Wien, 29. Januar.
Das Vaterland schreibt: Die hier erscheinende „Gazette des Couriers“
berichtet von alten Meinungsverschiedenheiten zwischen dem österreichischen
Ministerium und Andrássy. Letzterer habe erklärt, der Ausgleich mit
den Polen müsse zu Stande kommen, wogegen das Ministerium den Grafen
Andrássy auf einen gewissen Paragraphen des österreichisch-ungarischen Aus-
gleichsvertrages aufmerksam zu machen gedenkt, welcher dem gemeinsamen Mi-
nisterium jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten der beiden Reichs-
hälfte verweigert. Wenn dagegen die „Montags-Revue“ von einem sehr
günstigen Verlaufe der Verhandlungen des Subcomité über die galizische
Resolution zu berichten weiß, so sind wir in der Lage, zu konstatieren, daß
innerhalb der galizischen Delegation die Erwägung einerseits, daß man an
der Resolution, als einem Landtagsbeschlusse, nicht ändern dürfe, an-
dereiseits, daß die Regierung hinter der spanischen Wand der Verhandlungen
des Subcomité in Galizien selbst Demonstrationen gegen die Reso-
lution hervorzurufen bestrebt ist, also der alte Kellersberg'sche Plan wieder
aufgenommen wird, immer weiter um sich greift und entscheidende Schritte
nahe liegt.
In Galizien nimmt die russische Opposition gegen einen Ausgleich
auf Pösts der Resolution fortwährend zu. Der „Sion“ verlangt die
Einführung der direkten Wahlen auch für Galizien, eventuell die Wahl
der Reichsrathsabgeordneten aus Nationalcurien und nicht mehr aus dem
Plenum. Ebenso wünscht er einen polnischen und einen russischen Lan-
desausschuß, und bei Annahme der Resolution eine vollständige Theilung
Galiziens.
Das bayerische Ministerium ist in der Beschlusfassung der
Abgeordnetenkammer über die Beischwerde des Bischofs von Augsburg mit
einem klaren Auge davon gekommen. Es standen sich 76 und 76 Stim-
men gegenüber und der Antrag, die Beischwerde für begründet zu erklären
und die Regierung eines Verfassungsverstoßes anzuklagen, war damit abge-
lehnt. Wie in der „Allg. Ztg.“ mit dankbarer Anerkennung hervorgehoben
wird, verbandt die Regierung diesen Sieg der Aufopferung eines Staatsan-
walt's Müller zu Frankenthal, der vor zwei Wochen den Fuß gebrochen,
aber sich mit einem großen Opponenten in die Kammer bringen ließ,
um für die Regierung zu stimmen und damit die Stimmeneinheit herzu-
stellen. Dennoch hätte dieses Opfer nicht genügt, wenn zwei Patrioten,
die ebenfalls wegen Kränklichkeit abwesend waren, dieselbe Energie be-
wiesen hätten.
Die „France“ vernimmt aus Wien, daß Graf Andrássy nicht, wie
von einigen Journalen behauptet wurde, gekonnt sei, die Mittheilung
eines Notizbuchs an die österreichisch-ungarischen Delegationen einzustellen;
nur gedenke er, die vorliegenden Documente in zwei Kategorien zu theilen,
von denen die eine der Öffentlichkeit übergeben, die andere nur den ver-
traulichen Beratungen der Ausschüsse unterbreitet werden soll. Sehr
glaubhafte Klingt diese Mittheilung nicht, wiewohl sie dem in anderen
Staaten üblichen Usage entspricht.

Die jüngsten so positiv lautenden Fusions-Gerüchte und die ange-
drohte Ankunft des Grafen von Paris in Prohaborf haben den Grafen
von Chambord zu einer Kundgebung veranlaßt, welche an Deutlichkeit
nichts zu wünschen übrig läßt. Das von der Union veröffentlichte Manifest
erklärt, daß Heinrich V. sich als den legitimen König von Frankreich be-
trachte, alle seine Ansprüche aufrecht erhalte, und als der Repräsentant des
nationalen Principes der erblichen Monarchie sich dem Lande anbiete, das
„seine Zeit zu verlieren hat.“ Der Graf von Chambord erklärt, zu allen
Opfern bereit zu sein, um Frankreich glücklich zu machen, weist aber jeden
Gedanken der Ausübung mit der jüngeren Linie als ein Pöctiren mit
der Revolution weit von sich. Die fusionsfreundlichen Oleaniden wissen
nun, woran sie sind, und wenn der Graf von Paris je eine Neigung
hatte, nach Prohaborf zu wallen, so ist er jetzt eines Besseren belehrt. Der
Graf von Chambord hält alle seine Ansprüche aufrecht und will nicht König
der Revolution sein, d. h. er will den Grafen von Paris auf Grund der
Fusion nicht als Thronfolger acceptiren. Das Manifest Chambord's ist
logisch und macht dem Fusionspöcte ein Ende, weiter aber hat es wohl
keine praktische Bedeutung.
Die französische Nationalversammlung hängt noch
immer an den Steuerdebatten, in die Alles hereinbezogen wird, die Zölle,
die Schiffsabgaben u. s. w. Vorgelesen war die Handelsmarine an der
Reihe. Ein Amendement, welches den auf ausländischen Schiffen einge-
führten Guano von der erhöhten Steuer ausnimmt, wurde angenommen,
ebenso die Artikel 2, 3 und 4. Ein Amendement, welches Cerealien von
der Anwendung der Artikel 1 und 2 ausnimmt, wurde mit 353 gegen 289
Stimmen verworfen. Derselbe legte sodann den Kommissionsbericht über die
Kündigung der Handelsverträge vor.
Das Pariser Blatt La France schreibt: Die Combination, wonach
der Rest der an Preußen zu zahlenden Kriegsschuldung durch eine vorläu-
ferigende Verpfändung des Tabakmonopols aufgebracht werden soll, wird
seit einigen Tagen ernstlicher erörtert, als zuvor. Das Anerbieten kommt,
wie es heißt, von einer englischen Gesellschaft, welche sich anheißig machen
soll, die für die Befreiung des Landesgebietes notwendigen drei Milliar-
den flüssig zu machen, wogegen ihr der Staat das Tabakmonopol abtre-
ten und nur eventuell einen Antheil an dem Ertragniß haben sollte,
welches 6 Percent der vorgehoffenen Summe übersteige. Der Vertrag soll
auf fünfzehn Jahre geschlossen werden, nach welcher Zeit der Staat ein
Rückkaufrecht haben sollte, indem er nämlich zu den drei Milliarden noch
eine im voraus verabredete Bonification hinzusetzte. Die Operation würde,
wie man sieht, auf ein in fünfzehn Jahren rückzahlbares oder zu erneu-
erndes, durch das Ertragniß des Tabakmonopols garantirtes Anleihen
hinauslaufen.
Nach der in deutschen Regierungskreisen herrschenden Stimmung
würde man sich schwerlich dazu verstehen, auch im Falle der sofortigen
Bezahlung die occupirten Departements zu räumen. Deutschpreußen wird
an dem vertragmäßigen Räumungstermine festgehalten, da man sich der
Gloccis früher nicht entäußern will, durch welche die neuworbene Lan-
desheute gedeckt werden, namentlich nachdem die französische Armee mehr
und mehr für den Vorgehenskrieg reif gemacht werde. So versichern
wenigstens offiziöse Berliner Correspondenten.
Das Journal de Paris schreibt: Privatbriefe, welche uns
vorliegen, stellen die Lage in gewissen südlichen Departements als wenig
berühigend dar. Wir wollen nicht übertrieben; aber es scheint unbestreitbar,
daß dort demagogische Söhne herrschen, welche nur auf eine Gelegen-
heit warten, um loszupöhlen. Die geheimen Gesellschaften breiten ihr
Netz über mehrere Departements aus, und in Lyon ist das Comité der
Rue Croix de Maigret, wie es nur je gewesen ist.
Aus Algerten (Lager von Margla) telegraphirt der in Constan-

tine commandirende General, daß am 20. d. eine seiner Recognoscirungen
Du Mezay, das gegenwärtige Oberhaupt der Familie Molteni und des
Aufstandes seit dem Tode des Bach Agba, gefangen genommen hat.
Ueber die Vorgänge im spanischen Congresse, welche
zur Auflösung desselben Anlaß gaben, liegt jetzt ein eingehender Bericht
vor; es geht daraus hervor, daß die parlamentarische Niederlage des Mi-
nisteriums Sagasta aus Anlaß eines Konfliktes zwischen dem Vicepräsi-
den Herrera (dem ministeriellen Candidaten für die Präsidentenwahl) und
dem Schriftführer Portilla stattfand. Der Ministerpräsident Sagasta er-
griff in der Sitzung des Congresses vom 22. das Wort, um sich über die
Lage Spaniens zu äußern; auf die letzte Ministerkrise zurückkommend, erin-
nerte er daran, daß das frühere Cabinet die Wiederherstellung der religiösen
Ordnung nur wegen des politischen Charakters, den man der Frage zu geben
bemüht war, abgelehnt habe. Er versicherte, daß die Regierung die Grund-
gesamtheiten der September-Revolution zu erhalten und in freierwilligem Sinne
fortzuentwickeln gedenke. Er kündigte ferner an, daß die Injurien auf
Cuba nahezu unterdrückt sei, und spielte auf die „Verdräher“ an, welche
gegen Spanien verschworen seien. Der Abgeordnete Diaz Quintero ver-
langte Aufklärungen über das Wort „Verdräher“. Moret kündigte eine
Interpellation über die Politik der Regierung in Cuba an. Der Minister-
präsident Sagasta verlangte das Wort. Die Mitglieder der Opposition
protestirten, indem sie behaupteten, daß die ordnungsmäßige Stunde für den
Schluß der Sitzung schon vorüber sei. Trotz lärmender Unterbrechungen
fuhr der Minister jedoch zu sprechen fort und machte aus der Verlängerung
der Sitzung eine Cabinetsfrage. Die Abstimmung begann inmitten großen
Lärmes. Portilla protestirte gegen die Abstimmung. Der Präsident ver-
langte, die Kammer möge zwischen ihm und dem Schriftführer entscheiden,
er verlasse den Präsidentenstuhl, und der Vicepräsident Herrera nahm seinen
Platz ein. Der Ministerpräsident Sagasta behauptete, die Handlungsweise
des Präsidenten sei der Würde des Hauses gewiß, und machte aus der
Billigung derselben durch die Kammer ebenfalls eine Cabinetsfrage. Die
Kammer mißbilligte indessen das Benehmen des Präsidenten mit 170 gegen
121 Stimmen, worauf die Sitzung aufgehoben wurde.
Aus dem ungarischen Reichstage.
Pest, 27. Januar. Präsident Somfich eröffnet die heutige
Sitzung des Abgeordnetenhauses um 10 Uhr.
Auf der Ministerbank: Tisza, Tsch, Pauler.
Das Protokoll wird verlesen und genehmigt.
Verschiedene Besuche werden angemeldet.
Thomas Wécsey richtet an den Kultusminister die folgende In-
terpellation:
1. Hat der Herr Minister Kenntniß davon, daß — wie dies öfter
auch anderswo geschieht — der Pfarrer der Gemeinde Déva im Zipser
Komitate, bei gemischten Eheschließungen, beiden Theilen einen Eid darauf
abnimmt, daß sie die etwa ihrer Ehe entstammenden Kinder nur in der
katholischen Religion erziehen lassen wollen?
2. Wenn der Herr Minister von diesem, auch in den Journalen er-
zählten Falle Kenntniß hat, oder erhält, was gedenkt er zur Wahrung der
Gewissensfreiheit der Bürger in dieser Angelegenheit zu thun?
Kultusminister Pauler: Ich werde die Angelegenheit sofort unter-
suchen lassen und werde auf alle Fälle das thun, was die Gesetze vor-
schreiben. (Beifall.)
Wécsey: Ich nehme die Antwort des Herrn Ministers zur Kennt-
niß und behalte mir vor, feinerzeit, wenn der Herr Minister uns von dem
Resultate der Untersuchung unterrichten wird, mich über den Gegenstand
zu äußern.
Zimmermann zu dem seiner Schwester. — Sie erhob sich bei unserem Ein-
tritt und kam auf uns zu. Noch ehe Alfred den Mund aufgethan hatte,
um mich vorzustellen, hatte sie mich schon die Hand entgegengestreckt, und
als ich die Meine zaudernd hineinstellte, drückte sie dieselbe mit einer so
warmen Zärtlichkeit, daß . . . ich erkannte den Kopf erhob.
„Ich freue mich!“ sagte sie . . . „Ich freue mich sehr, Sie kennen
zu lernen.“
Wie das herzlich klang! Diese stereotypen Worte, welche man bei
jeder Vorstellung zu hören bekommt, glaubte ich in dem Augenblicke
zum ersten Male in meinem Leben zu hören. — Ich sah ihre Hand
an meine Lippen, und ohne ihr zu antworten, geleitete ich sie zu ihrem
Sitze zurück.
„Schreckliche Menschen!“ brummte Alfred hinter uns her — „Ich
hatte eine so wunderbare Phrasen vorbereitet, um Euch einander bekannt
zu machen, und nun bleibe ich damit sitzen. Ich wollte die Gelegenheit
benutzen, um Euch meine hypothetischen Kenntnisse zu zeigen: „Als Drestes
seinen Phylades seiner Schwester Zöphigie vorstellte . . .“ das paßte so
hübsch! . . . Na, ich werde es nächstens in einem Feuilleton verwerthen;
— man muß Gottes Gaben nicht unkommen lassen, sagen die Köchinnen,
wenn sie . . .“
„Onkel Alfred“, erlöbte plötzlich eine Kinderstimme; — „er trägt
ja keine Brille! — Ist denn das ein wirklicher Doctor? — Ich denke,
wenn man Doctor ist, muß man eine Brille tragen!“
Wir lachten laut auf, und Alfred hob ein reizendes Mädchen von
fünf Jahren auf den Arm und kam auf uns zu.
„Miß Mary von Willern“, stellte er vor — „wenn Du einmal
ein Kornfeld Dein nennst und eine Vogelscheuche brauchst, empfehle ich
Dir diesen Robold.“
„Warte, Du garstiger Onkel!“ rief das Kind, ergriff ihn bei den
Haaren und zauste mit ganzer Kraft.
„Sie können sich nicht vorstellen, Herr Doctor“, sagte die Regie-
rungsrätthin sanft lächelnd, „was Alfred in zwei Tagen schon aus meinem
Töchtern gemacht hat . . . die wahren Vassallen!“

Feuilleton.
Das Geheimniß des Taschenbuchs.
Von A. Melis.
(Fortsetzung)
3.
Kaum hatte ich Hut und Stock in dem Zimmer abgelegt, welches
mein Freund im Hause seines Schwagers, des Regierungsraths von
Willern, bewohnte, als Letzterer auch schon hereintrat und mich auf's
Allerfreundlichste begrüßte. Ich konnte keine einzige Linie dem Portrait
hinzufügen, welches mir Alfred von dem Gemahle seiner Schwester ent-
worfen hatte; in der That, das schien ein sehr geistreicher Mann zu
sein; — sein Aeußeres war im Ganzen sehr angenehm, seine Höflichkeit
bis auf's Aeußerste getrieben; aber mein Freund hatte Recht, er war
glatt wie ein Mal, und als er mir die Hand zum Willkommen reichte,
ergriff mich diese Berührung auf's Unangenehmste, — seine Hand war
kalt und feucht — drückte nicht die meine, sondern fuhr nur leise
darüber hin.
„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mir angenehm ist, Ihre
Bekanntheit zu machen, Herr Doctor“, sagte er, „überall spricht man
von Ihnen! Sie haben sich in der letzten Zeit eine brillante Stellung
in unserer Stadt erworben!“
Der Leser weiß, wie unangenehm es mir war, stets von meinen
glücklichen Curen sprechen zu hören, und der nichts weniger als günstige
Eindruck, den der Herr Regierungsrath auf mich gemacht hatte, wurde
durch diese Worte nicht besser. Ich verbeugte mich, ohne ihm zu ant-
worten.
„Ich schmeichle mich mit der Hoffnung“, fuhr er fort, „daß mein
Haus, selbst nach der Abreise meines bösen Schwagers, die Ehre haben
wird, öfters von Ihnen besucht zu werden.“

„Wenn Sie es göttlich erlauben“, — stotterte ich; — vermaßen brachte
mich diese outrirte Höflichkeit gänzlich aus dem Concept.
„Und so muß ich Sie gleich als einen alten Bekannten behandeln,
Herr Doctor, und Sie bitten, mir eine Unhöflichkeit sonder Gleichen zu
verzeihen; doch nicht ich, sondern jener abentheuerliche Journalist dort ist
daran Schuld; würde er mir nur ein Wort heute früh gesagt haben, so
hätte ich sicherlich Alles aufgegeben, um mich für heute Nachmittag von
den Geschäften loszumachen; aber so ist es mir gänzlich unmöglich, die
unaussprechlichsten Sachen harren meiner im Bureau. Nicht wahr, Herr
Doctor ich darf hoffen, daß Sie mir verzeihen und daß ich recht bald
die Ehre haben werde, Sie von Neuem bei mir zu sehen?“
Ich sagte wieder . . . ich weiß nicht was; noch einige Gemein-
plätze wurden gewechselt, dann erhob er sich, reichte mir noch einmal
seine feuchte Hand; wiederholte seine Einladung auf's Dringendste und
verließ das Zimmer.
„Heiliges Schicksal! Donnerwetter!“ — — rief mit einem
Male Alfred, indem er mit der Faust auf den Tisch hieb. Erschreckt fuhr
ich zusammen.
„Was ist Dir?“ rief ich.
„Mir? gar nichts!“ erwiderte er gelassen; „ich fluche jedesmal,
wenn mein Schwager das Zimmer verläßt — das reinigt die Luft! Die
Atmosphäre, in der er eine Viertelstunde lang seine Süßigkeiten ausge-
haucht hat, ist für mich unathembar. Da muß denn ein derber Fluß als
Carbolensäure dienen!“
Ich mußte lachen!
„Wo der Mensch nur all' den Zucker hernimmt“, fuhr er fort,
„so ist er den ganzen Tag . . . und so . . . bre . . . sprechen wir von
etwas Anderem — ich fühle mich wie seekrank! Komm“, sez' Dich zu
mir, erzähle mir uns etwas von vergangenen Tagen! Nicht wahr, die
Jugend war doch schön?“
Ein Diener unterbrach ihn.
„Die gnädige Frau erwartet die Herren zum Kaffe“, meldete er.
Alfred ergriff meinen Arm und führte mich durch eine Reihe von

Zimmern zu dem seiner Schwester. — Sie erhob sich bei unserem Ein-
tritt und kam auf uns zu. Noch ehe Alfred den Mund aufgethan hatte,
um mich vorzustellen, hatte sie mich schon die Hand entgegengestreckt, und
als ich die Meine zaudernd hineinstellte, drückte sie dieselbe mit einer so
warmen Zärtlichkeit, daß . . . ich erkannte den Kopf erhob.
„Ich freue mich!“ sagte sie . . . „Ich freue mich sehr, Sie kennen
zu lernen.“
Wie das herzlich klang! Diese stereotypen Worte, welche man bei
jeder Vorstellung zu hören bekommt, glaubte ich in dem Augenblicke
zum ersten Male in meinem Leben zu hören. — Ich sah ihre Hand
an meine Lippen, und ohne ihr zu antworten, geleitete ich sie zu ihrem
Sitze zurück.
„Schreckliche Menschen!“ brummte Alfred hinter uns her — „Ich
hatte eine so wunderbare Phrasen vorbereitet, um Euch einander bekannt
zu machen, und nun bleibe ich damit sitzen. Ich wollte die Gelegenheit
benutzen, um Euch meine hypothetischen Kenntnisse zu zeigen: „Als Drestes
seinen Phylades seiner Schwester Zöphigie vorstellte . . .“ das paßte so
hübsch! . . . Na, ich werde es nächstens in einem Feuilleton verwerthen;
— man muß Gottes Gaben nicht unkommen lassen, sagen die Köchinnen,
wenn sie . . .“
„Onkel Alfred“, erlöbte plötzlich eine Kinderstimme; — „er trägt
ja keine Brille! — Ist denn das ein wirklicher Doctor? — Ich denke,
wenn man Doctor ist, muß man eine Brille tragen!“
Wir lachten laut auf, und Alfred hob ein reizendes Mädchen von
fünf Jahren auf den Arm und kam auf uns zu.
„Miß Mary von Willern“, stellte er vor — „wenn Du einmal
ein Kornfeld Dein nennst und eine Vogelscheuche brauchst, empfehle ich
Dir diesen Robold.“
„Warte, Du garstiger Onkel!“ rief das Kind, ergriff ihn bei den
Haaren und zauste mit ganzer Kraft.
„Sie können sich nicht vorstellen, Herr Doctor“, sagte die Regie-
rungsrätthin sanft lächelnd, „was Alfred in zwei Tagen schon aus meinem
Töchtern gemacht hat . . . die wahren Vassallen!“

hanke

